

Unsere Schafe im Dienste der Pflanzenwelt

Autor(en): **Müller-Schneider, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **8 (1966)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971804>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Licht» singt. Und *Matthias Claudius* erzählt in einem Gedicht von einem Nachtwächter, der einen obrigkeitlichen Rüffel bekommt. Er pflegt nämlich zu singen: «Das Klock hat zehn geschlagen», während es nach des

Bürgermeisters wohlweiser Ansicht heißen muß: «Der Klock ...».

So trat auch das Nachtwächtertum in die großen Strömungen jener Zeit, in die entgegengesetzten Pole, die Sentimentalität und den Humor.

Unsere Schafe im Dienste der Pflanzenwelt

Von Paul Müller-Schneider

Oft sind es seltsame Orte und Einrichtungen, die uns tieferen Einblick in das Naturgeschehen vermitteln. Zu ihnen gehören z. B. die kleinen Plätze, auf denen im Frühling und Spätherbst die Schafe, wenn sie in der Nähe der Siedlungen weiden, eng zusammengepfercht einige Stunden während des Tages und die Nacht verbringen. Die Pferche bestehen meist aus mehreren Holzgattern und können daher leicht abgebrochen und neu aufgestellt werden. Ein Hirte, der gut für die Tiere sorgt, unterzieht sich dieser Arbeit mindestens alle zwei oder drei Tage. Oft aber dauert es länger, bis der Platz gewechselt wird. Unter diesen Umständen zerstampfen und überdüngen die Schafe den eingepferchten Boden so gründlich, daß die meisten krautigen Pflanzen der ursprünglichen Vegetation absterben und später üppiggrün eine völlig neue Flora emporwächst. Inmitten von Magerweiden entstehen dann oasenartige Vegetationsflecken, die sich hauptsächlich aus typischen Unkraut- und Ruderalpflanzen zusammensetzen, wie wir sie von den Äckern und Lagerplätzen her kennen. Weißer Gänsefuß, Amarant, Hirtentäschchen, Hühnerdarm, Odermennig, Stadtnelkwurz, Klee- und Storchschnabelarten, Eisenkraut, Langblättrige Minze, Hundszunge, Kletten usw. treten jetzt in Erscheinung und behaupten sich eine Zeitlang.

Dem Betrachter solcher Vegetationsflecken mag es fast rätselhaft erscheinen, wie alle diese neuen Pflanzen so rasch den Weg zu den für ihr Aufkommen besonders günstigen Pferchplätzen gefunden haben. Des

Rätsels Lösung finden wir bei den Schafen selbst. Wenn wir ihr Vließ und ihren Kot untersuchen, stellen wir fest, daß oft beide Samen enthalten. So begegnen wir im Herbst gelegentlich Schafen, die weithin sichtbar die aus hakigen Hüllblättern gebildeten Fruchtkörbchen der Kletten mit sich tragen und sich bei Gelegenheit an Steinen, Gebüsch und Stämmen scheuern, um sich so von den lästigen Anhängseln wieder zu befreien. Bei näherer Untersuchung von Schurwolle findet man darin öfters auch die mit Haken oder Widerhaken ausgestatteten Früchte der Stadtnelkwurz, des Gemeinen Odermennig, der Hundszunge, der Igelsamenarten, des Klettenkerbels, des Klebans und noch vieler anderer Pflanzen. Die Schafe sind dank ihres dichten Vlieses und niederen Wuchses eben ganz beson-

ders geeignet, Früchte mit Klettvorrichtungen weithin zu verschleppen.

Trotzdem ist die Zahl der Pflanzenarten, deren Samen mit dem Futter von ihnen in den Darmkanal aufgenommen und nach zwei bis drei Tagen mit dem Kote in noch keimungsfähigem Zustande wieder abgesetzt werden, viel größer. Zu ihnen gehören z. B. diejenigen vom Weißen Gänsefuß (Melde), vom Guten Heinrich, vom Hirtentäschchen, vom Kleinen Storchschnabel, vom Schwarzen Nachtschatten, vom Eisenkraut und von den meisten Klee- und Wegericharten. Meist sind es Pflanzen, die enorme Mengen Samen produzieren, so daß oft mit einem einzigen Bissen große Mengen davon aufgenommen werden. Bei nassem Wetter haften diese Samen infolge ihrer Kleinheit vielfach noch mittels des breiigen Kotes an den Füßen und am Vließ der Tiere und werden dadurch ebenfalls verschleppt.

Wenn die Herden im Herbst von den Alpen zu den Dörfern zurückkehren, hat die auf den früheren Pferchplätzen aufgewachsene Flora in der Regel schon ihre Früchte gereift, und man sieht die Tiere sich gierig auf sie stürzen. Besonders den Weißen Gänsefuß lieben sie über alles, nagen die einzelnen Pflanzen bis auf die verholzten Stengel ab und tragen ihre vielen Samen zu neuen günstigen Keimplätzen hin.



Schafpferch in Felsberg

In den Gemeinden, die noch das Recht der Gemeinatzung kennen, sind den Weidetieren im Spätherbst außer den Pflanzen der Allmenden auch die Unkräuter der abgeernteten Äcker mit ihren Früchten und Samen zugänglich. So erklärt sich die weitgehende Übereinstimmung zwischen der Pferch- und der Unkrautflora der Äcker.

Den im Schaffkot und in der Wolle steckenden Samen verhilft vielfach der Mensch noch weiter. Dies geschieht vor allem, wenn der Landwirt den im Stall anfallenden Mist auf die Äcker und Wiesen bringt und wenn unsere Wollindustrie die in großen Mengen notwendige Rohwolle einführt. Während aber auf die Äcker Samen einheimischer Pflanzen gelangen, werden durch die ausländische Wolle meist fremde Pflanzen, die infolge der Ungunst der Witterung bei uns nur wachsen, sich aber selten vermehren, angesiedelt. Auf Wollkomposthaufen oder in Gärten, die mit Wollkomposterde gedüngt wurden, treffen wir daher gelegentlich Pflanzen an, die in Mittelmeerländern, ja sogar in überseeischen Gebieten hei-

mischt sind. Im Garten einer Wolldeckenfabrik in Chur wurden z. B. zwei aus dem Süden stammende Schneckenkleearten (*Medicago hispida* und *Medicago arabica*) angetroffen, und bei der Tuchfabrik in Sils-Albula wuchs vor einigen Jahren eine prächtige Weberkarde (*Dipsacus sativus*). Bei eingehendem Studium der Komposthaufen-Flora unserer Wolle verarbeitenden Betriebe könnte zweifellos noch mancher merkwürdige Pflanzenfund gemacht werden, denn im Mittelland sind schon Hunderte von sog. Wolladventivpflanzen festgestellt worden. Einigen wenigen dieser fremden Arten gelang es sogar, dauernd Fuß zu fassen.

Weil die Schafe instände sind, wie kein anderes unserer Weidetiere das Gras bis zum Boden abzufressen, haben sie schon manche Weide auf Jahre hinaus geschädigt. Sie und mit ihnen auch viele andere Pflanzenfresser schädigen aber die Pflanzen nicht nur, sondern verschaffen durch den Transport der Samen auch vielen von ihnen neue Daseinsmöglichkeiten.

Unheils es leichtfertig in den Wind geschlagen, den es ausgeraubt und schmächtig davongejagt hatte, in der unflätigsten Weise zu beschimpfen, zu verdächtigen und zu bedrohen (daß es nach seinem Tode nicht begreifen konnte, warum er — als deutscher Dichter! — denn nun «in fremder Erde» ruhen solle, entsprach nur der bei seinen Bewohnern zum chronischen Übel gewordenen Gedächtnisschwäche).

Nein, die Schweiz war es, in der sich für den Weitgereisten und Hochgestiegenen alles das zusammenfaßte, was er als im besten Sinne «europäisch» empfand. Und das hat er mehr als einmal auch öffentlich ausgesprochen. Aber wenn er seinen Dauerwohnsitz in der Nähe des schön gelegenen und künstlerisch lebendigen Zürich wählte, das so leicht von allen Seiten her zu erreichen war, so zog es ihn doch immer wieder vorübergehend auch nach Graubünden, das er seit Jahrzehnten kannte und wo ihm stets von neuem Heilung, Erholung und Anregung zuteil geworden waren.

Heilung — das war das Wichtigste, was er gesucht hatte, als er 1911 zum erstenmal nach Graubünden gereist war. Und zwar Heilung nicht sowohl für sich selbst als für seine junge Gattin, die damals an einer, obzwar nur leichten Lungenreizung erkrankt war. Und «es hat wirklich den Anschein» (wie Frau Katia selbst sagen würde), daß die Heilung auf die Dauer nicht ausgeblieben ist. Denn die damalige Patientin steht heute immerhin schon im dreiundachtzigsten Lebensjahr.

Und Erholung — wer hätte ihrer mehr bedurft als der ständig überlastete, von überallher beanspruchte, gegen sich selbst ungenügsame, langsam schaffende und so äußerst sorgfältig arbeitende Schriftsteller? In Graubünden fand er die Ruhe, die ihm erlaubte, sich ganz dem laufenden «Hauptgeschäft» zu widmen, weite Spaziergänge in gesunder Luft und vertrauter Umgebung zu unternehmen und seine Gesellschaft für einmal selbst zu bestimmen. Bis auf einen gesundheitlichen Zwischenfall in Vulpera, an dem der Ort gewiß nicht

Thomas Mann und Graubünden

Von Kuno Fiedler

Am 12. August dieses Jahres waren zehn Jahre verflossen, daß der große Erzähler und Humanist Thomas Mann im Zürcher Kantonsspital an einer durch Aderverkalkung hervorgerufenen Altersthrombose verschieden ist, etwas mehr als zwei Monate nach seinem 80. Geburtstag, der an seinem letzten Wohnort, Kilchberg, unter Beteiligung der ganzen geistigen Welt und im Beisein des damaligen schweizerischen Bundespräsidenten, Max Petitpierre (der auch die Festrede hielt), gefeiert worden war. Ein tapferes, wechselvolles, erfolg- und ruhmreiches Leben hatte damit sein Ende gefunden — ein Leben, dessen nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich weit gespannter Bogen in die höchsten Höhen internationaler Gel-

tung emporgeführt und auf zwei Kontinenten festen Grund gefunden hatte.

Dennoch war es kein Zufall, daß die letzten Jahre dieses Lebens als Schauplatz wieder unser altes Europa hatten. Und es war auch nicht mehr als sinnvoll, daß sie — von kurzen Besuchsreisen abgesehen — nicht in Deutschland, dem Lande seiner Geburt, sondern auf Schweizer Boden verliefen. Denn Amerika, wo er als «Flüchtling Nr. 1» begeistert aufgenommen und mit Ehren überhäuft worden war, ist dem im Kulturkreis der alten Welt Aufgewachsenen nie recht zur Heimat geworden. Und Deutschland? Deutschland fuhr auch nach dem Zusammenbruch seines Verbrecherregiments zunächst fort, ihn, dessen Warnungen vor Beginn des